Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 4 (1909)

Artikel: Zu Konrad Falkes Aufsatz "Hodler Liebe und Zürichs Sittlichkeit"
Autor: Bovet, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749443

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

in einer Schrift, die in der bekannten Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen“ sich an die weitesten Kreise der Gebildeten wendet. Gerade eine solche Arbeit verpflichtet zu strengster Genauigkeit. Nicht der Mangel an Wissen, sondern der Mangel an Gewissen ist es, was den Fall Stein zu einem nicht hinwegzuräumenden Stein des Anstosses macht. Leute, die es mit der Wissenschaft und der Achtung vor ihrem Leserkreis und ihrem Verleger in dieser Weise leicht nehmen, können nicht scharf genug bekämpft werden. Hier handelt es sich einfach um eine Frage der ethischen Hygiene.

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Theodor Storm predigt das seinen Söhnen. Wir wollen es uns gesagt sein lassen, selbst auf die Gefahr hin, dass einmal ein „bekannter Gelehrter“ aus seinen Selbstmordgedanken Ernst mache.

SPECTATOR

□□□

ZU KONRAD FALKES AUFSATZ „HODLERS LIEBE UND ZÜRICHS SITTLICHKEIT“

Lausanne, den 9. September 1909.

Sehr verehrter Herr!

Fern von mir jeder Versuch einer *captatio benevolentiae,* jede diplomatische Einschmeichelei! Ihr Artikel über Hodlers „Liebe“ und Zürichs Sittlichkeit war mir in mancher Hinsicht ein Genuss, weil er mutig und in schöner Sprache eine Überzeugung vertrat, weil er eine ganz falsche, wenn auch weit verbreitete Auffassung der Aufgabe der Kunst erbarmungslos bekämpfte, und endlich weil er in mir Gedanken anderer Art, die schon lange nach einer Form strebten, zu eben dieser Form verholfen hat.

Zunächst also meinen herzlichen Dank dafür, dass Sie einige Tatsachen festgestellt haben, welche man in der Schweiz, in den Kreisen die sich mit der Kunst beschäftigen, noch nie so scharf ausgedrückt hatte; zum Beispiel, dass das Publikum kein Recht hat, dem Künstler seine landläufige, banale, oberflächliche Moral aufzuzwingen; wer an den Künstler herantritt mit der Forderung einer bestimmten Moral, der begeht von vornherein einen Fehler, und das unglückselige Heranziehen der Io des Cor-

reggio beweist, wie schwer ein sonst guter Mensch sich blamieren kann. Der Gelehrte strebt nach dem Wahren, ob es ihm und uns gefalle oder nicht; der Moralist nach dem Guten und der Künstler nach dem Schönen. Das sind drei verschiedene Wege und Ziele, die oft zu revolutionären Ideen führen; einerlei: Leben ist von jeher Revolution, Sinken und Steigen gewesen. Nun glaube ich aber, dass diese verschiedenen Wege in letztem Grunde zu demselben Gipfel führen, ohne dass der Gelehrte, der Moralist und der Künstler es zu wissen oder zu wollen brauchen; sie gehorchen dem inneren Triebe, einem ewigen Gesetze der Einheit aller Dinge. Vor siebzehn Jahren übergab ich Jemandem in einem Rosengarten, der eben da vor meinen Augen blüht, ein Buch in das ich einen Satz geschrieben hatte, der noch heute meine ganze „Mystik" zusammenfasst; das Buch ist vom Philosophen Charles Secrétan, betitelt „La Civilisation et la Croyance"; mein Satz lautet: „L'art, la science et la morale sont les rameaux verdoyants, chargés de fruits, de l'arbre de Vérité. La sève qui les vivifie, c'est l'amour." Einige Jahre später las ich auf dem Grabe des Philosophen diese Worte, die Plato zugeschrieben werden: „Le Beau est la splendeur du Vrai". Von dieser Ästhetik gehe ich aus; an ihr prüfe ich die verschiedenen Schulen und Individualitäten; in ihr ruht mein fester Glaube im ewigen Wechsel der Formen.

Wenn also ein Künstler etwas Schönes schafft, so hat er damit auch das Gute erreicht; mag er selbst dieses Guten bewusst sein oder nicht, mag es unserer persönlichen, heutigen Moral gefallen oder nicht, das tut nichts zur Sache; wir dürfen ruhig, nach dem Genuss des Schönen, das Gute dahinter suchen, uns belehren und bereichern lassen, wäre auch die Belehrung mit Schmerzen begleitet. Sie selbst haben ja in Ihrem Artikel sehr viel mit Ethik gearbeitet; Sie haben glänzend nachgewiesen, dass hinter Correggios Io nur eine schlechte Moral steckt; Ihr Ausdruck „Animierkunst" ist ebenso glücklich als richtig; es hat dem Künstler jene aufrichtige Liebe gefehlt, ohne die nichts Grosses geschaffen wird. Er strebte nach Effekt; er hat ihn erreicht, er erreicht ihn noch heute. Doch hält sein Werk einer ernsten Prüfung nicht stand; es ist ein beredtes Werk der Decadenz, es ist nicht rein. — Dann haben Sie versucht, hinter Hodlers „Liebe" die Moral nachzuweisen; Ihr Versuch ist geistreich, ausserordentlich geschickt; man könnte ihn nicht besser ausführen, und doch halte ich ihn für misslungen. Das soll die Hauptsache meines Briefes ausmachen; vorher noch einige Randglossen.

Indem Sie so stark nach ethischen Problemen suchten, sind Sie, ohne es zu sagen, dem ganzen System der Impressionisten entgegengetreten; das freut mich unsäglich; die Zeit der wirklich guten Impressionisten ist ja schon längst vorüber; das weiss man in Paris ganz genau; das haben Prof. Weese und A. Bovy in „Wissen und Leben" auch nachgewiesen; und doch florieren die Impressionisten bei uns noch weiter, treiben mit ihrer Kunst eine Art Freimaurerei, eine amüsante Wichtigtuerei, lächeln erhaben über das dumme Publikum, dem sie doch so gerne flüchtige Studien als fertige Kunstwerke verkaufen, glauben eine noch nie dagewesene, unfehlbare, ewigwahre Formel gefunden zu haben, und lassen schliesslich den Zweifel aufkommen, ob sie oder wir die Gefoppten seien. Doch für heute genug von den Illusionisten; sollen wir ihren Hohn über Zeichnung und Composition ernst diskutieren, so haben sie zuerst den Beweis zu erbringen,

dass sie überhaupt zeichnen und komponieren k ö n n t e n. — Etwas Anderes: Herrn Hirzel hat die schöne I o einen bösen Streich gespielt; das haben Sie sehr gut verwertet; vielleicht ein bischen zu viel . . .; ich vermisse da die Ritterlichkeit, die ich sonst an Ihnen so schätze. Ob Herr Hirzel Pfarrer sei oder nicht, was tut das zur Sache? Unter den Geistlichen gibt es viele, welche die Kunst, sogar die Hodlersche, schätzen und verstehen; andererseits gibt es unter den Bewunderern der I o sehr Viele, welche keine Pfarrer sind. Diese Heranziehung und Verunglimpfung eines ganzen Standes ist ungerecht, schadet sogar Ihrer guten Sache; Sie werden es selber eingesehen haben, und da Herr Dr. Fick sein gutes Rapier drohend schwingt, übergebe ich Sie in diesem Punkte Ihrem weiteren Schicksal; so gefährlich wird es nicht sein; Herr Dr. Fick hat noch, wie ich, glücklicherweise, allen Grund mit der Jugend Nachsicht zu üben; und wem unter den Lesern von „W i s s e n u n d L e b e n", der Gaul noch nie durchbrannte, der soll sich melden und soll sein Leben lang unsere Zeitschrift gratis bekommen. Hierin wird sich er, Herr Hirzel, als Pfarrer diesmal wie als Mensch, Ihnen beweisen, dass Sie seine Güte und seinen Humor verkannten.

Eine weitere Randglosse soll mich zur Hauptsache führen. Die Prüderie ist mir von Grund aus verhasst; in allen Ländern ist sie besonders in der Bourgeoisie beliebt, wo sie mit Tugend und Takt verwechselt wird, und wir haben in der Schweiz gar viel Bourgeoisie. Die Prüderie wickelt alles in Nebel ein und verunmöglicht die Diskussion von Fragen, die zu den wichtigsten der Kultur gehören; sie führt zur Heuchelei, zum Pharisäertum. Die junge Generation bekämpft die Prüderie, und sie hat Recht; sie übertreibt manchmal, wie jede Reaktion, und das ist begreiflich, doch von Schaden; es fällt mir dabei auf, dass das starke, gepfefferte Wort oft mit dem kräftigen Gedanken verwechselt wird; die Diskussion gewisser Fragen ist eine moralische Pflicht; der Gebrauch gewisser Wörter ist eine Sache des Taktes; die heikelsten Fragen in klarer und anständiger Sprache zu besprechen, das ist eine Kunst, die wir zu lernen haben; es gehört dazu auch die Erziehung zu einer gesunden Auffassung der Realitäten im Leben. Die vornehmste italienische Dame sagt ohne weiteres: „sono incinta", oder „ho partorito"; das ist gesund; wir sind geschraubt. Es ist aber auch nicht jeder Wortschatz in jedem Milieu brauchbar; je nachdem ich mit Männern spreche, oder mit befreundeten Frauen, oder mit Unbekannten, im Hörsaal, oder im Salon habe ich mich anders auszudrücken; der Inhalt darf derselbe bleiben, so lange wir es mit klugen Menschen zu tun haben. Nun haben Sie, verehrter Herr, von jenen Häusern gesprochen, in denen die Gastfreundschaft zwar keine uneigennützige, doch eine um so weitergehende ist; Jakob Burckhardt, den Sie mit Recht öfters zitieren, hätte sie kaum so genannt wie Sie; dasselbe meine ich betreffend jenes Hauptvergnügen, welches Corregio und Hodler in so verschiedener Weise darstellen. Eben Hodler hat Sie da stellenweise zu seiner Art verleitet; damit kommen wir endlich zur „Liebe", oder wie sonst diese Bilder heissen könnten.

Sie haben mit beredten Worten glänzend bewiesen, dass hier von Unmoralität keine Rede sein darf. Sind einige Zuschauer, wie ich nicht bezweifle, auf lüsterne Gedanken gekommen, so liegt die Schuld an ihnen, nicht am Künstler; andere dagegen (und darunter wohl Herr Hirzel) haben ein gewisses Unbehagen mit einer Verletzung der Moral einfach verwechselt. Dieses Unbehagen habe ich sehr stark empfunden; von moralischer Em-

pörung war dabei keine Spur; da es sich um einen grossen Künstler handelt, dem ich als ein Lernender gegenüberstehe, bemühte ich mich, das Unbehagen zu überwinden, das Schöne zu finden und zu geniessen. Es gelang nicht. Liegt vielleicht der Fehler am Künstler, in seiner Auffassung des gegebenen Gegenstandes? Ich musste allmählich auf diesen Zweifel kommen, so kühn er auch erscheinen mag; denn ich will mich nicht überheben, aber auch nicht von einer blinden Verehrung zu einer Bewunderung hinreissen lassen, die mit tiefen Gefühlen in mir, mit wohldurchdachten und auf anderem Gebiete oft erprobten Ideen so scharf kontrastiert. Sie kennen wohl aus Italien das Sprichwort: „non tutte le ciambelle riescono col buco" (schwach übersetzt: dem Bäcker gelingen nicht alle Bretzel). Diese ciambella ist Hodler nicht geglückt; ich glaube fest: er hat sich geirrt. Das passiert einem jeden hienieden.

Worin mag der Fehler liegen? Nehmen wir an, Hodler habe durch Linien und Farben das sagen wollen, was Sie ihm mit wahrer Beredsamkeit zuschreiben (er meinte vielleicht etwas ganz anderes, oder sehr unbestimmtes, wie es beim schaffenden Künstler oft der Fall ist; es käme aber für uns auf dasselbe heraus); also: nach dem Liebesgenuss die Ermattung des Mannes, die stille Glückseligkeit des Weibes, dem der Mann die Flamme des Lebens gegeben. Das hört sich in Worten sehr gut an und gehört gewiss zu den tragischen Schönheiten jenes fürchterlichen, erhabenen Geheimnisses, das man Liebe nennt. Der Geschlechtsakt ist der Ausgangspunkt ebenso sehr des geistigen wie des physischen Lebens; wehe dem, der auf diesen Realismus verzichtet! Die Seele wird nur durch die Liebe befruchtet, und die höchste Form der Liebe geht in letztem Grunde auf Sexualität zurück; das ist ihr natürlicher, reiner, ewiger Quell. Aus diesem Quell sind die schönsten Taten und Gedanken der Menschen entsprungen. Das ist ein Wunder, das jede Nacht an Tausenden geschieht. Von hundert Menschen gibt es zwar wohl achtzig, die von dieser Kraft nichts wissen, die sie elend, gedankenlos oder in Sudeleien vergeuden, die als rohe Werkzeuge der Natur dienen, da wo sie als Götter neues Leben schaffen könnten. Was tut's? Brutalität, Ignoranz, Heuchelei, die ziehen als Wolken vorüber; die Sonne bleibt und die Führer der Menschheit beten zur Sonne.

Dass dieses Geheimnis, welches schon so viele Denker und Dichter anregte, auch Hodler lockte, ist begreiflich; ein Kapitel davon wollte er erzählen; wie könnte wohl der Maler das ausführen, auf eine neue Weise? Hier kommt ein Wichtiges in Betracht: gerade weil in der Liebe das Sinnlichste sich mit dem höchsten Seelischen verbindet, gibt es gefährliche Momente, wo statt der geträumten Einheit der Ausbruch eines Kontrastes droht; es sind lächerliche Kleinigkeiten, ein einziges Wort, eine Bewegung, welche die Stimmung gefährden; jeder kennt dieses bange Gefühl der Enttäuschung, wo der Leib über die Seele siegt, wo der Tempel zusammenstürzt! Das Glück vieler Ehen geht daran zugrunde, dass von den Gatten der eine dem anderen diese bitteren Augenblicke nie zu ersparen weiss. Und nun ist Hodler gerade auf eine solche Sekunde verfallen! Die grosse Stimmung, die er ausdrücken wollte (falls Ihre Auslegung richtig ist), zerstört er vollständig mit der Brutalität einiger Linien, die einen Augenblick und nicht einen Seelenzustand hervortreten lassen. Seine Darstellung ist nicht im geringsten unmoralisch; sie ist viel schlimmer: sie ist taktlos.

Hodlers „Liebe“ ist ästhetisch ein verfehltes Werk; das darf man sagen, ohne den Künstler „herunterzumachen“. Ob er, wie einige glauben, in vielen Jahren als der grösste der modernen Maler erscheinen wird, das weiss ich nicht; solche Prophezeiungen sind gefährlich und nutzlos. Hodler ist gross; das sollte uns und ihm genügen. Ihn in allen Dingen über alle Maße zu loben, das ruft den Widerspruch hervor und führt die Diskussion auf Abwege. Wiederum arbeiten seine Gegner für ihn: die blöden, gemeinen Geschichten, welche William Vogt in einem Buche gegen Hodler erzählt, und die ein anonymer „Kunstkritiker“ in der Schweizerischen Bürgerzeitung breit ausschlachtet, gerade diese Geschichten werden gewiss unter den Lesern der Bürgerzeitung Hodler neue Freunde gewinnen, weil diese Leser sich sagen müssen: „Mit solchen Waffen wird kein guter Kampf geführt.“ Wer sich im übrigen unter den Bürgerlichen eine rechte Idee von William Vogt machen will, der lese sein Buch: Calvinopolis. Es wird genügen. Vogt ist ein intelligenter, für sein Ideal begeisterter Mensch, der leider kein Maß, keinen Takt kennt: er vergeudet seine Kraft und kompromittiert seine Sache.

Nur eines noch: Künstler und Kunstkritiker sollen dem Publikum nicht schmeicheln; sie dürfen es sogar hie und da etwas brüskieren, nicht aber verachten. Wozu die Ausstellungen, wenn wir, aus dem Publikum, an Blindheit und Blödsinn leiden? Ich kann die Fortschritte messen, die das Publikum von Zürich seit zwanzig Jahren in Sachen der Malerei gemacht hat; anno 1889 war beinahe nur von Musik die Rede; wenige Freunde der darstellenden Kunst, sehr wenige Ausstellungen, das allgemeine Interesse gleich Null, der Geschmack gar spiessbürgerlich. Dass es so ganz anders geworden, haben wir einigen Künstlern zu verdanken, dem guten Willen des Publikums und zum guten Teil unserem Freunde Hans Trog. Ich darf das um so eher hervorheben, als ich in Fragen der Malerei oft ganz anders denke und fühle als er selbst; an jeder Kritik von ihm habe ich etwas gelernt; er tut, was er für seine Pflicht hält; um anonyme Angriffe braucht er sich nicht zu kümmern. — Nun bedenken Sie, dass die grösste Schwierigkeit für das Publikum zunächst die Technik ist. Ein gütiges Schicksal hat mich seit fünfzehn Jahren mit verschiedenen Malern und Bildhauern in intimer Freundschaft verkehren lassen; an dem, was ich von ihnen über die Bedingungen des Materials und die Liebe zum Stoffe gelernt habe, kann ich sehen, wie schwer die Aufgabe des Publikums ist; es kann nur langsam einsehen, dass der Stoff an sich seine Schönheit hat, dass die Darstellung des Gegenstandes an sich interessant ist, dass nicht jeder Stoff für jeden Gegenstand passt, und dass die Lösung eines solchen Problems an sich schon ein Triumph ist; es sucht zuerst die Geschichte, das „Heimelige“, die Moral; das ist ein Fehler, aber ein begreiflicher Fehler. Aus dem Gebiete der Literatur weiss ich, wie wenige Leute die Technik, die Schönheit des Wortklanges, den Rhythmus der Syntax, die tiefe Bedeutung der Metrik zu schätzen verstehen; und doch ist die Technik der Sprache schon verständlicher als die der Linien und Farben und Formen. Das ist eine Frage der künstlerischen Erziehung, um so mehr als in letztem Grunde die Forderuug des Publikums doch berechtigt ist! Nur ist der Gedanke ein Letztes, und Höchstes, das hinter der schönen Form steckt, aus ihr fliessen soll, und sie nicht verdunkeln, zu einer Moralpredigt erniedrigen darf. Die heutigen Impressionisten (zu denen ich natürlich Hodler nicht rechne) tragen viel zur Verwirrung bei,

indem sie brutal nur das Gegenständliche behandeln; sie verwechseln die Studie mit dem Kunstwerk und machen sich die Sache durch Virtuosität sehr leicht. Amiet und Giacometti haben da viel gesündigt; die „Wäsche" des ersteren übertrifft noch an Geschmacklosigkeit Hodlers „Liebe". — Und nun die Kunstkritiker! Viele unter ihnen wissen wenig von Technik; sie treiben „literarische" Kritik; bei anderen dagegen hagelt es von technischen Ausdrücken, ein bequemes Mittel um ihre Verlegenheit in Lob und Tadel zu vertuschen; denn in unseren kleinen Verhältnissen muss man ja jeden „Künstler" besprechen; kann man den Stümper oder Renommisten nicht loben, so darf man ihn doch nicht unschädlich machen.

Eben las ich in der „Gazette de Lausanne" einen Artikel von ihrem ständigen Kunstkritiker; haben Sie vielleicht eine Stunde der Melancholie, so empfehle ich Ihnen den Genuss dieser Akrobatie . . . Und da sollte das Publikum zu einem gesunden Urteil kommen?! Es wendet sich ab, oder es verfällt in den Snobismus. Von denen, die sich vielleicht mit schlechten Gründen gegen Hodler aussprechen, haben viele den besten Willen zur Erkenntnis; man soll sie mit Liebe aufklären. Ich könnte Ihnen Leute aus der bescheidensten Bourgeoisie nennen, für die die Kunst wirklich eine Freude ist; lebten wir, Sie und ich, in ähnlichen Verhältnissen, wir wären vielleicht nicht so weit. Umgekehrt gibt es unter den Kunstliebhabern viele Snobs und sogar raffinierte Geschäftsleute; sie loben und kaufen, nicht aus Freude, sondern weil von diesem Künstler oder von jenem Roman sehr viel die Rede ist; die Gedankenwelt solcher Leute steht in krassem Widerspruch mit ihren Prätentionen.

Dieser lange Brief soll Ihnen, verehrter Herr, einfach beweisen, wie sehr Ihre Ausführungen mich angeregt haben. Eine ältere Dame, deren vornehme, im besten Sinne des Wortes aristokratische Gesinnung ich sehr hoch schätze, sagte von Ihrem Artikel: „Es ist mir eine Freude, dass Einer endlich in der Schweiz über Dinge so schreiben darf, die man lange heuchlerisch verschwieg; das ist ein Fortschritt der Kultur".

Edle Frauen sind eine Lebensfreude; wir wollen uns bemühen, ihre Achtung immer zu verdienen; ist von ihrer Wirkung in Hodlers Liebe leider nichts zu merken, so soll sie bei uns nicht fehlen, in unserem Kampfe um die Wahrheit.

Mit diesem Wunsche, als Gruss und Dank, verbleibe ich Ihr ergebener

E. BOVET

* * *

DER ANSTAND IN DER DISKUSSION

Als ich in Band IV, Seite 204 ff. einen „Paukkomment für Wissen und Leben" postulierte, glaubte ich eine humoristische Einkleidung für meine sehr ernst gemeinten Erörterungen wählen zu sollen, um so das Bittere meiner Ausführungen etwas zu versüssen. Der Aufsatz Konrad Falkes in Band IV, Seite 458 hat mich davon überzeugt, dass ernste Worte in ernster Form nötig sind, um dem von mir gerügten Übel zu steuern.

In der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 26. März 1909 begegnete Herrn Pfarrer Hirzel das Missgeschick, „Correggios Io" im Gegensatz zu „Hodlers